

# Leseprobe aus:

Katerina Poladjan      Henning Fritsch

## HINTER SIBIRIEN

Eine Reise nach Russisch-Fernost



rowohlt  
BERLIN

ISBN: 978-3-87134-841-9

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [www.rowohlt.de](http://www.rowohlt.de).

Katerina Poladjan Henning Fritsch

## **HINTER SIBIRIEN**

*Eine Reise nach Russisch-Fernost*

Rowohlt · Berlin

1. Auflage November 2016  
Copyright © 2016 by Rowohlt

Berlin Verlag GmbH, Berlin

Fotos Henning Fritsch

Satz Utopia PostScript (InDesign) bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany

ISBN 978 3 87134 841 9

# Inhalt

Widmung

Mottos

Inhalt

Wladiwostok

In einer Nacht woanders

Hinter Moskau

Gefangen auf der Insel Russkij

Die Jüngeren sind noch wild

Eislaufen

San Francisco

199 Meter über dem Pazifik

Pjöngjang

Sichote-Alin

Chabarowsk

Rechtsverkehr

Ein Americano in Chabarowsk

Amur mon amour

Die Mammutwärterin

Topographiestunde

Igel im Nebel

Gorky Park

Federball und Kaviar

Natura morta mit Etagendame

Komsomolzentränen

Blagoweschtschensk

Schnittblumen

Kaffee und Kefir

Echo-Moskau

Lenin weist uns den Weg

Chinesisches Neujahrsfest

Eisbaden

Wilde Turbaza

Glaubensfragen  
Gold ist am Schuh  
Schlendernd durch Höllen, gepeitscht durch Paradiese  
Ins sagenhafte Daurien

Tschita

Die Dekabristen  
Otkutür  
Am Tempel der Mobilität  
Trambahn  
Schienenbreite  
Heiliges Wasser  
Nur ein streunender Kater  
Chinesische Medizin

Ulan-Ude

Weißes Papier  
Left at the step  
Bring mir den Kopf von Opa Lenin  
Drei, sieben, einundzwanzig oder hundert  
Tod durch Meditation  
Blick in die Zukunft  
Subway

Baikalsee

Blau oder Grün  
Baikal Paradise  
Turkmenische Ziegen

Dank

# Wladiwostok

## In einer Nacht woanders

An einem trüben Mittwochmorgen des Jahres 1852 wurde Wladiwostok entdeckt. Der Kapitän der *Louise*, eines französischen Walfängers, lehnte an der Reling und starrte missmutig auf das unruhige Japanische Meer. Kein Wal in Sicht. Der Kapitän schob die Fellmütze tiefer in die Stirn und wollte eben den beschwerlichen Weg über die schwankenden Planken zur Steuerbordseite antreten, als sein Sehnerv von etwas gereizt wurde, das grauer war als das Grau in Grau von Meer und Himmel: Am Ufer tauchten einige Hütten auf. Die mandschurischen Fischer, die dort wohnten, nannten den Ort Hai-shan-wei, was man angeblich mit *Seegurkenbucht* übersetzt. Ihren heutigen Namen erhielt die Siedlung erst acht Jahre später bei der Umwidmung der Fischerhütten zu einem russischen Marinevorposten. Wladiwostok heißt übersetzt «Beherrsche den Osten!» – ein stolzer Name für die damals vierundvierzig Holzhäuser am Pazifikstrand. Hier, acht Flugstunden oder neuntausendzweihundertachtundachtzig Eisenbahnkilometer von Moskau entfernt, ist man an Kasachstan und der Mongolei längst vorbei, aber immer noch in Russland.

Ich komme aus Russland. Als ich ein Kind in Moskau war, gab mir meine Großmutter Birkensaft zu trinken, wahrscheinlich hat sie den als Kind auch schon bekommen, hier in Wladiwostok. Es ist nicht kalt, um null Grad, aber es schneit heftig, und wir können nur wenige Schritte weit sehen.

Vor sechsunddreißig Stunden saßen wir auf gepackten Koffern in Berlin, ich hatte den Solschenizyn wieder ausgepackt, dafür *Moskau-Petuschki* von Wenedikt Jerofejew eingepackt, alle Schlüssel übergeben, die Nachbarn informiert, eine Flasche Rotwein geöffnet, meinen Vater angerufen. Er sagte: «Das ist deine Heimat. Irgendwie.» Dann rief ich meine Mutter an, und sie sagte: «Du solltest die Reise absagen.»

Vor vierundzwanzig Stunden waren wir in Moskau, hatten einige Stunden Aufenthalt am Flughafen Domodedovo, aßen eine warme Suppe bei *Mu-Mu*, einer russischen Imbisskette, und tranken einen sehr teuren Cappuccino. Uns gegenüber saß eine bärtige junge Dame mit weißblon-

dem Haar und im glänzend blauen Trainingsanzug. Quer über die Brust war in Blau, Weiß und Rot *Rossija* aufgestickt, der Schriftzug war von goldenen Flammen umlodert. Henning vermisste ins Schachspiel vertiefte Dreijährige unter den Wartenden, die hätten seiner Vorstellung von Russland mehr entsprochen. Am späten Abend stellten wir uns zum Einstiegen in ein Flugzeug mit der Aufschrift *Transaero* an. «Durch die Luft», übersetzte Henning, meine Flugangst machte ihm offenbar gute Laune. Die verflog allerdings, als er sich in der Schlange zum Einstiegen angestarrt fühlte. Er ist groß, hat einen schwarzen Bart und sehr lange Arme und Beine. Kurz darauf, eingeklemmt in die engen Sitze unseres Durchdieluft, beugte er sich zu mir und flüsterte: «Die Stewardess hasst mich!»

«Du hättest statt der Hühnerfrikadelle mit Nudeln das Rindfleisch mit Buchweizen wählen müssen», klärte ich ihn auf. Warum? Aus Prinzip. Die Stewardess reichte uns die Schachteln und bemühte sich, Henning beim Arrangement von Frikadelle, Schachtel und Getränken auf dem knieschiefen Klapptischchen zu helfen. «Sie hasst mich», beharrte Henning. «Es ist ein leichter und zugewandter Hass», bemerkte ich.

Nach dem Essen wurde das Kabinenlicht gelöscht. Es war Nacht, und es musste Ruhe herrschen, es war wie in meinem sowjetischen Kindergarten. Wie damals konnte ich auch jetzt nicht schlafen. Schräg vor uns stieg ein kleiner Junge auf den Sitz und knipste das Leselicht an, dann ließ er sich wieder zwischen seine Eltern plumpsen. Der Sohn wollte spielen. Auch er hatte ein Tischchen in Reichweite, zunächst klappte er es einige Male hoch und runter, dann steckte er die Zeitung des Vaters dazwischen und versuchte, sie dort einzuklemmen. Zwischen Tischchen, Zeitung und Sitz waren auch seine Finger. Der Junge brüllte, die Eltern schreckten hoch und machten Zischlaute, die ihn dazu bewegen sollten, leise zu sein. Aus den anderen Reihen waren entrüstete Seufzer zu hören. «Schlaf jetzt», befahl die Mutter, aber der Junge hatte Durst, musste zur Toilette und hatte seinen Ninja Turtle zu Hause vergessen; man müsse, brüllte er, zum Piloten gehen und ihn zur Umkehr zwingen, sein Ninja Turtle fürchte sich allein zu Haus. Der Vater bekreuzigte sich, schaute sich um, als suche er einen anderen Sitzplatz oder ein anderes Leben. Die kecken Löckchen der Mutter bebten,

als sie seinen Arm ergriff und zischte: «Du bleibst schön hier! Lies ihm vor! Wir fliegen zu deiner Mutter. Also musst du dich um deinen Sohn kümmern!» Damit lehnte sie sich zurück und schloss bedeutungsvoll die Augen. Ich könnte dem Jungen vorlesen, dachte ich, ich kann sowieso nicht schlafen, aber ich sagte nichts. Ich bin nie in Russland zur Schule gegangen, bestimmt konnte der Junge besser lesen als ich.

Ich wendete mich ab, betrachtete das dunkle Rechteck des Fensters, von dem ich wusste, dass dahinter der Himmel vorüberflog, und versuchte, die Uhrzeit auszurechnen: Der Flug sollte ungefähr acht Stunden dauern, die Zeitverschiebung zwischen Moskau und Wladiwostok beträgt sieben Stunden. Das würde eine lange Nacht werden, durch die Luft, nicht ins Morgenland, aber der Sonne entgegen. Natürlich kann der Mensch fliegen.

Ich schloss die Augen und malte mir Wladiwostok aus, wie ich es aus den Erzählungen meiner Großmutter kannte: Eine lange Treppe führt durch ein ganzes Viertel viele Stufen den Hang hinab, hinunter zum Meer, zum Strand, zum Pazifik. Frauen mit Sonnenschirmchen flanieren an der Promenade. Kinder sitzen auf den Schultern ihrer Väter und messen sich mit den Möwen im Kreischen.

Als ich die Augen öffne, serviert die Stewardess Kaffee und Tee. Dann landen wir. Beim Aussteigen ist die Luft vollgepackt mit dicken Schneeflocken, die mal von links, dann wieder von rechts, meistens aber von beiden Seiten kommen. Wir haben festen Boden unter den Füßen, der muss zum Flughafen von Wladiwostok gehören und sollte sich, wenn alles gut gegangen ist, in der gleichen Zeitzone wie Australien befinden.

Der Taxifahrer ist ein blasser junger Mann, der sich als Dimitri vorstellt und uns durch das Schneechaos über die Schnellstraße in unser Basislager bringen soll. Die Scheibenwischer kämpfen mit dem nassen Ansturm, und Dimitri flucht, wenn er um quer stehende Autos kurvt, die plötzlich im Schneetreiben auftauchen. Die Verkehrslage hält ihn nicht davon ab, sich zu uns umzudrehen. Er könnte eine Flughafengeschichte von allgemeinem Interesse erzählen: Im vergangenen Jahr habe es dort eine Katze gegeben, über die sogar die Medien berichtet hätten.

Man habe die Katze Schlemmer-Fufu genannt, weil sie täglich zur gleichen Stunde eine Tour durch das Fischdelikatessengeschäft in der Flughafenhalde machte. Laut Augenzeugenberichten bevorzugte sie geräucherten Tintenfisch und getrocknete Flundern. Er selbst habe die Katze beobachten können; Leute aus der Stadt seien eigens gekommen, um Schlemmer-Fufu zu filmen. Die Geschichten wurden immer wilder, und man munkelte, Schlemmer-Fufu sei der Wiedergänger eines ehrgeizigen Gastronomen, der in den mafiösen Neunzigern unter unschönen und weitgehend ungeklärten Umständen in der Küche eines seiner Restaurants zu Tode gekommen war. Ich übersetze für Henning, und er will wissen, was aus der Katze geworden sei. Das gehe ihm zu nah, meint unser Fahrer.

Ich lehne die Stirn an das beschlagene Seitenfenster, wische ein schlieriges Loch in die kondensierte Atemluft. Das indifferente Grau-Weiß dahinter lässt überhaupt keine Orientierung zu. Plötzlich taucht ein Schild auf, es trägt die Aufschrift *Wladiwostok* und weist geradeaus. Wir fahren nach rechts.

«Wo fahren wir hin?»

«Wir müssen über die Brücke», brummt Dimitri.

«Wo fahren wir hin?», fragt Henning.

«Wir müssen über die Brücke», sage ich.

Draußen schwimmen armdicke Stahlketten vorbei, die sich nach oben hin im Nichts verlieren. Das muss die Brücke sein. Eine Bodenwelle, alle nicken, wir biegen ab, passieren ein großes Tor in einem massiven Stahlzaun, kurven noch einige Minuten mal nach rechts, mal nach links und kommen unter dem Vordach eines offenbar großen Gebäudes schlängernd zum Stehen.

Unser Basislager hat eine prachtvolle Rezeption aus hellen polierten Steinflächen und dunklem Holz. Hier ist es trocken, warm und hell beleuchtet; das gräuliche Tageslicht versucht gar nicht, durch die großen Fenster hereinzu dringen. Henning findet unsere Pässe, die Dame an der Rezeption plaudert mit einem Wachmann.

«Wo bin ich?», frage ich.

«Im Gästehaus der FEFU, der Far Eastern Federal University»<sup>1</sup>, sagt die Dame.

«Und drum herum?»

«Die Insel Russkij.»

Nach Erledigung der Formalitäten erhalten wir einen Schlüssel. Unser Zimmer befindet sich im achten Stock, die moderne Ausstattung gleiche jener in den Zimmern der Studentenwohnheime, versichert die Rezeptionistin stolz. Die Studenten genossen hier den gleichen Komfort wie die Gäste, und sogar Putin sei 2012 hier abgestiegen. «Ganz oben, im zwölften Stock», flüstert sie.

---

<sup>1</sup> Fernöstliche Universität von Wladiwostok

## Hinter Moskau

An einem trüben Novemberabend des Jahres 2014 saßen Katerina und ich mit unseren Freunden Felix und Alexandra in Berlin beim Tee. Wir sprachen über Russland, solange ich im Raum war auf Deutsch, sobald ich den Raum verließ, wechselten die drei in ihre Muttersprache. Ich kam mit einer zweiten Kanne Tee aus der Küche zurück, man sprach wieder deutsch, und ich zog meinen alten Schulatlas aus dem Regal. Katerina und Alexandra sind in Moskau geboren, Felix kommt aus Sibirien. «Nein, viel weiter westlich, hier bin ich geboren!» Felix kratzte am unteren Teil des Uralgebirges, Alexandra beugte sich über seine Schulter. Ob sie schon einmal so weit im Osten war? Sie schaute mich groß an: «Nein! Ich komme aus Moskau!»

«Und das ist alles Sibirien?», fragte ich und tippte auf die große Fläche rechts auf der Karte.

«Da ist Wladiwostok», sagte Katerina, da sei ihre Großmutter geboren, dort sollten wir nächstes Jahr mal hinfahren.

Mein Zeigefinger suchte Halt in der grünen Fläche, die einen Großteil der aufgeschlagenen Doppelseite bedeckte. Geologisch befindet sich alles mit uns auf einer Kontinentalplatte, der Eurasischen. Tektonisch müssten wir an den Rand dieser Platte reisen, und mir kam das kippeilig vor. Mein Finger wanderte weiter: Russland wickelt sich ganz im Osten ein bisschen um China. Noch weiter östlich kommt erst einmal eine Menge Wasser, und darin schwimmt Japan. Immer noch weiter im Osten stieß ich auf Kanada. Aber das ist ja schon wieder Westen.

Ich hob den Blick von der Karte und schaute Katerina in die Augen: «Du willst mit mir nach Sibirien?»

«Nein», sagte Felix, «das ist Hintersibirien, der Russische Ferne Osten.»

«Und bis wohin reicht Sibirien?»

Alle redeten durcheinander, viele Finger auf der Landkarte. Noch größer wurde die Verwirrung, als wir auf die Frage nach den Grenzen Europas kamen. Der Ural, natürlich, so haben wir das im Schulunterricht gelernt. Aber wo endet das geistige Europa? Sankt Petersburg ist europäisch geprägt, Moskau asiatisch. Aha. Der Grund ist Zar Peters

Orientierung nach dem Westen. Und Sibirien? Europäisch! Sowjetisch! Asiatisch! Endet Europa heute schon an der polnischen Ostgrenze oder gar kurz vor Dresden?

Felix versuchte es noch mal anders: «Welche Städte fallen dir ein, wenn du an Sibirien denkst?»

«Wladiwostok. Nowosibirsk.»

«Diese beiden Städte liegen fünfeinhalbtausend Straßenkilometer auseinander. Es gibt eine tägliche Zugverbindung, aber die Reise mit der Bahn dauert vier Tage. Sibirien erstreckt sich, von Europa aus gesehen, bis kurz hinter das Uralgebirge, etwas weiter als der Baikalsee, das ist Ostsibirien. Dahinter folgt Transbaikalien und schließlich bis zur Küste der Russische Ferne Osten.»

«Der Baikalsee!» Katerina ist begeistert. «Dort leben die einzigen Süßwasserrobben der Welt und unzählige seltsame Fische, der Bajkal-Omul zum Beispiel und der Golomjanka, ein schuppenloser, durchsichtiger Fisch ohne Schwimmblase, der in der Sonne schmilzt wie Butter.»

An einem trüben Montagmorgen zu Beginn des Jahres 2015 verkündete Katerina ihr Expeditionsvorhaben: eine Reise vom Pazifik bis zum Baikalsee. Nach Hintersibirien! «Wir lassen den Mythos Sibirien links liegen und beginnen unsere Reise in Wladiwostok.» Sie wolle ins Dickicht der Städte entlang der chinesischen Grenze: Chabarowsk, Blagoweschtschensk, Tschita, Ulan-Ude. Ich musste zugeben, dass ich von keinem dieser Orte je gehört hatte. «Das sind Großstädte. Das ist Hintersibirien. Da leben Menschen.»

Die Flüge wurden gebucht, in wenigen Wochen würde es losgehen. «Wie werdet ihr denn in Russland reisen?», fragte Alexandra bei unserem nächsten Treffen.

«Mit dem Zug. Mit der Transsibirischen Eisenbahn.»

«Den Tee in den Zügen darf ihr nicht trinken. Das Wasser in den Samowars wird nicht gekocht, es steht tagelang bei mäßiger Hitze in dem Behälter, da können sich Keime bilden», riet Felix und nannte uns Adresse und Telefonnummer von Pawel und Boris in Wladiwostok, die

sollten wir auf jeden Fall treffen. «Und zieht euch warm an, Anfang März ist noch Winter.»

«Wie kalt?»

«Bis minus dreißig Grad.»

Wir verabredeten uns auf ein Abendessen, wenn wir eventuell wohl-behalten zurückgekehrt wären, und sie ließen mich in der Gewissheit zurück, dass keiner der beiden Mäntel in meinem Kleiderschrank für die Unternehmung in Frage käme.

In einem Reisebericht las ich, die Passagiere der Transsibirischen Eisenbahn trügen während der Fahrt alle Jogginganzüge. Ich besitze gar keinen – war es nun notwendig, mir für diese Reise einen zuzulegen? Was sollte ich einpacken, um einerseits für die unvorstellbaren Temperaturen gerüstet zu sein und andererseits nicht jeden Anspruch an Stil aufzugeben? Würden die Fellmützen noch en vogue sein, die die Böse-wichte in den James-Bond-Filmen der siebziger Jahre getragen haben? Und woher jetzt eine solche nehmen? Und untenherum? In quietsch-bunter Outdoorkleidung antizipierte ich mich sofort als gebrandmarkt im fernen Land, gestempelt als Tourist, Anthropologe, westlicher Zaungast, versplechter Ornithologe oder sonst etwas, das mein Bedürfnis, gerade auf Reisen möglichst nicht aufzufallen, unterlaufen würde.

Ich fragte Katerina. «Was sollen wir anziehen?» Warm müsse es sein, meinte sie, darüber hinaus verweigerte sie den Kommentar zu solch kleinteiligen Überlegungen.

Ich bemühte das Internet und stieß auf ein Forum, in dem verschie-dene Themen rund um Sibirien erörtert wurden, eines davon passte ge-nau auf meine Frage: «Sibirien im Winter – Was anziehen?» Wer schon einmal ein solches Forum konsultiert hat, der konnte schmerzlich er-fahren, was Meinungsvielfalt heißen kann. In meinem Fall reichten die guten Ratschläge von «Bleib zu Hause, es ist zu kalt» bis «Turnschuhe sind okay». «Wenn dir kalt ist, kauf dir ein paar Filzschuhe auf einem Markt vor Ort.» Von da an konzentrierte sich die Diskussion auf die Frage, ob jene traditionellen Filzschuhe, *Walenki* genannt, heute noch modisch adäquat, und ob sie mit oder ohne *Galoschi* zu tragen seien.

Ich gab die Internetrecherche auf. Ich wollte mit richtigen Menschen sprechen und besuchte einen Laden für Abenteuerausrüstung. «Ich fah-

re nach Hintersibirien.» Der junge Mann nickte ernst. Hier war ich unter Profis. Hier gab es keine exotischen Ziele. Wenn ich gesagt hätte, ich plante eine Marsexpedition, er hätte mich ebenso stoisch gefragt, ob ich dort eine Kanutour oder mehrtägige Wanderungen vorhave. «Wir bereisen vorwiegend Städte am östlichen Ende des Kontinents. Aber natürlich gehen wir auch mal raus. In die Tundra. Oder die Taiga. Je nachdem, was gerade draußen ist. Das soll ja alles sehr kalt sein.» Er nickte wieder ernst. Er hatte genau verstanden, was ich brauchte, und steckte mich in etwas, das auf den ersten Blick wie eine normale Jacke aussah. Als ich probehalber den Reißverschluss geschlossen und die kunstpelzbesetzte Kapuze unter dem Kinn verschnürt hatte, schien mir selbst eine Marsexpedition erwägenswert. Ich war rundum gut verpackt, es war, als wäre mein Bett samt Kissen und Decke heute Morgen mit mir aufgestanden. Dann wurde mir warm. Das Geschäft war gut geheizt zugunsten jener, die nicht in die Kälte wollten, sondern für ihre Expedition in die Karibik vielleicht nur eine Badehose anprobierten. Ich schielte auf das Preisschild der Wunderjacke, und mir wurde noch heißer.

Wieder auf der Straße, schlug mir frühlinghafte Luft entgegen, plus zwölf Grad bescherte uns der Berliner Januar. Das kontinentale Klima ist nicht mehr, was es mal war, sagte ich mir, es bestand also auch Hoffnung auf einen milden März in Hintersibirien.

Am Abend vor unserem Abflug standen wir lange am Fenster, schauten auf die parkenden Autos und stellten uns vor, was wir aus dem Fenster der Transsibirischen Eisenbahn sehen würden. Birken?

«Bist du aufgeregt?»

«Ja.»

## Gefangen auf der Insel Russkij

Das wattierte Ding mit Mütze neben mir ist Henning in seiner neuen Jacke. Wir stehen im Eingang des Gästehauses unter dem ausladenden Vordach und schauen in das Schneegestöber über der Insel Russkij, können uns nicht recht entschließen, den ersten Schritt zu machen. Wir sind mit Boris und Pawel in der Cafeteria in Haus 18 verabredet, irgendwo soll das hier sein. Geh du zuerst, möchte ich sagen und trete dann selbst in den Sturm, wir tauchen ein ins weiße Wirbeln, kämpfen uns mühsam voran, irgendwann stoßen wir unvermittelt auf etwas großes Graues. Wir retten uns in den Windschatten des verglasten Gebäudeungetüms, an dem leider nirgendwo die Nummer 18 zu sehen ist. Dafür kündet ein Schild neben dem Eingang von der *Powerlifting Championship of Russia* vom 26. Februar bis zum 1. März.

Am Eingang ist niemand zu sehen, unbehelligt betreten wir die gut geheizte Unbehaglichkeit des ernüchternd zweckmäßigen Foyers. Über zwei Geschosse herrscht hier die Atmosphäre einer Gemeindeverwaltung mit einer Prise Einkaufszentrum: Rolltreppen und ein kleiner Info-stand, jedoch keine Menschenseele. Ein Schild weist den Weg zur Veranstaltung in der oberen Etage. Neugierig fahren wir nach oben und betreten, ohne dass man uns nach einem Ausweis oder einer Eintrittskarte fragt, eine riesige Sporthalle. An der Stirnseite ist eine Bühne aufgebaut. *Powerlifting* steht auf einem großen Transparent, und eben in diesem Moment betritt das blonde bärtige Mädchen vom Flughafen in Moskau die Bühne und stellt sich hinter eine Eisenstange, an deren Enden riesige Gewichte befestigt sind, die ihr eigenes nach grober Schätzung bei weitem übersteigen. Lange Sekunden fixiert sie das Monstrum zu ihren Füßen, dann geht sie in die Knie, schließt die weiß gekalkten Hände um die Stange, verharrrt. Einen zähen Augenblick später richtet sie sich abwinkend auf, verbeugt sich leicht vor einem Anzugträger, der, auf einem Klappstuhl vor den Gewichten sitzend, sie die ganze Zeit fixiert hat, und verschwindet hinter der Bühne.

Ich komme mit einer Dame ins Gespräch, die mit zwei rosafarbenen Smartphones die Szene filmt.

«Lidija ist eine der Besten, sie hat so viel Potenzial. Heute wird sie fix und fertig sein mit der Welt, sie hat Monate für diesen Wettbewerb trainiert, und nun dieser grässliche Schnee, kaum Zuschauer, grauenhaft, traurig, was für ein Schicksal. Sie ist auch zu dünn geworden, könnte in ihrer Gewichtsklasse wieder einiges zunehmen.»

«Kennen Sie diese Gewichtheberin?»

«Natürlich, sie ist meine Tochter!»

Als Kind sei Lidija mit ihren Freunden auf Garagendächern herumgeklettert, dort habe sie eines Tages ein paar schwere Metallteile gefunden, eine eiserne Scheibe habe es ihr besonders angetan. «Lidija war neugierig und versuchte die Scheibe anzuheben. Das Gewicht fühlte sich gut an in ihren Händen. Danach kletterte sie fast jeden Tag auf das Dach und stemmte das schwere Ding in die Höhe. Schon nach kurzer Zeit wollte sie größere Gewichte bewegen.» Ihr Ziel seien fünfhundertfünfundfünfzig Kilogramm. Wenn sie das erreiche, dann habe das Leben für sie einen Sinn.

Ohrenbetäubende Popmusik erschallt aus den Lautsprechern und beendet das Gespräch. Eine Gruppe von Cheerleadern stürmt die Bühne und beglückt das spärliche Publikum mit einer hochenergetischen Darbietung.

Wir ziehen weiter, müssen Haus 18 suchen, kämpfen uns wieder durch den Schneesturm und finden endlich den Eingang zur Universitätskantine.

«Wir suchen die Cafeteria in Haus 18.»

«Dies ist die Cafeteria in Haus 18.»

«Und das Gästehaus?»

«Das Gästehaus ist im Nebentrakt. Gehen Sie durch diese Tür, dort ist das Foyer.»

Der Weg im Kreis war weit, aber wir haben das Ziel erreicht. Boris und Pawel sind noch nicht da.

Hungrig beladen wir ein Tablett mit Tee, Krautsalat und kleinen fettig-süßen Quarkküchlein. Kaum haben wir uns gesetzt, betritt Lidija in Begleitung ihrer Mutter den Raum. Ich will grüßen, aber die beiden sind mit der Analyse des Wettkampfes beschäftigt. Vielmehr analy-

siert die Mutter, und Lidija spielt an ihrem Smartphone. Sie trägt wieder den glänzend blauen Trainingsanzug, den sie schon auf dem Moskauer Flughafen trug, und ihr Haar hat sie zu einem festen Knoten gebunden. Besteht ihr Lebenssinn wirklich darin, für einige Sekunden Hunderte von Kilogramm gegen die Schwerkraft zu stemmen, weil sie es gut kann? Vielleicht spielt es auch keine Rolle, für sie ist der Zauber des Wettkampfs für heute vorbei.

Ein Anruf erreicht uns, der Verkehr sei in Wladiwostok durch den Schneesturm völlig zusammengebrochen, Boris und Pawel würden es heute nicht zu uns auf die Insel schaffen.

Ob wir nicht in einem Land seien, das im Umgang mit Schnee und Eis gelassen, routiniert, wenn nicht gar versiert sei, frage ich. Wladiwostok sei nicht Sibirien, ist die Antwort, niemand habe hier Winterreifen, die steilen Erhebungen inmitten der Stadt seien das Problem, in den Senken dazwischen ereigneten sich bei Glätte zwangsläufig Karambolagen. Auch rate man uns aus denselben Gründen, nicht zu versuchen, in die Stadt zu kommen, man sei gar nicht sicher, ob überhaupt noch Busse führen.

Wir sind gefangen auf der Insel Russkij.

## Die Jüngeren sind noch wild

Katerina weckt mich. Warum? Die Sonne scheint auf eine dicke Schneedecke. Ich stecke den Kopf aus dem geöffneten Fenster in die eisige Luft. Um uns herum glänzen Dutzende neuer Gebäude: der Campus der Universität, im Jahr 2012 anlässlich der APEC-Konferenz<sup>2</sup> aus dem Boden gestampft. Zwischen den Gebäuden kann man ein System von breiten Straßen unter der Schneedecke erahnen. Dahinter liegt die Bucht, der Pazifik. Ich lehne mich weiter aus dem Fenster und erkenne in der Ferne die Pfeiler der gewaltigen Brücke, die zur gleichen Zeit über den pazifischen Meeresarm gespannt wurde, um die Insel, auf der das Universitätsgelände liegt, mit der Innenstadt von Wladiwostok zu verbinden. *Eine Brücke ins Nichts* nannte die New York Times das Projekt, denn die Insel Russkij ist nicht größer als Langeoog, und es wohnen noch weniger Menschen hier.

Beim Frühstück in der Kantine teilt man uns mit, dass die Verbindung zur Innenstadt immer noch unterbrochen sei. Der junge Mann an unserem Tisch spricht uns auf Deutsch an. Er will wissen, was wir hier machen.

«Meine Großmutter Ljudmila hat vor vielen Jahren in Wladiwostok gelebt», sagt Katerina.

«Wann?»

«Vor über achtzig Jahren.»

«Und wo lebt sie jetzt?»

«In Berlin.»

Valentin studiert hier an der Fernöstlichen Universität von Wladiwostok, sein Seminar fällt heute Morgen wegen des Schnees aus. Er ist einundzwanzig Jahre alt, spricht besser Deutsch als ich und ist von seiner Universität begeistert:

Hier sei alles neu und vom Feinsten, Campus, neue Computer, hochmoderne Sportplätze, Schwimmbad, Golfplatz, einmalig auf der Welt. Er habe ein Stipendium bekommen, denn sonst könne man sich diese

Universität gar nicht leisten. Zuvor habe er einige Semester in Birobidschan studiert.

«Was ist denn dieses Birobidschan?», frage ich.

«Birobidschan ist meine Heimatstadt, die Hauptstadt der Jüdischen Autonomen Oblast.»

Oblast? Später würde ich Felix anrufen, und er würde behaupten, in der Jüdischen Autonomen Oblast gebe es gar nicht mehr viele Juden. Oblast sei im Übrigen einfach die Bezeichnung für einen größeren Verwaltungsbezirk, und wir sollten auf keinen Fall den Tee im Zug trinken.

Die Universität in Birobidschan sei schlecht, sagt Valentin, seine Mutter habe ihm den Wechsel nach Wladiwostok ermöglicht, alles habe sie ihm ermöglicht.

Valentins Großeltern seien um 1930 aus der Ukraine nach Birobidschan umgesiedelt worden. Man habe ihnen gesagt: «Hier habt ihr ein Stück Land, macht etwas daraus.» Bei ihnen hätten er und seine Mutter bis zu seinem zwölften Lebensjahr gelebt, denn sein Vater sei früh verstorben, zu früh. Seine Mutter arbeite bei einer Bank, langweile sich und bekomme wenig Geld. Natürlich habe sie es zu Sowjetzeiten leichter gehabt, sie sei Mathematik- und Physiklehrerin gewesen und habe ein gutes Gehalt bekommen. «Also das gleiche wie alle.» So habe sie reisen können, überallhin, auch außerhalb der Sowjetunion, zum Beispiel nach Georgien.

«Georgien war auch eine Sowjetrepublik.»

«Ach so, da gab es mich noch nicht», sagt er, «aber Georgien war doch so anders, das war doch wie Ausland, oder nicht?» Am 8. März, dem Weltfrauentag, habe seine Mutter frei, dann werde sie ihn besuchen, und sein Studienkollege müsse das Zimmer räumen. Er habe für sie einen Antrag ausfüllen müssen, damit sie überhaupt auf dem Campus übernachten dürfe. Natürlich sei das seltsam und auch anstrengend, immer irgendwelche Anträge auszufüllen, aber er habe sich daran gewöhnt. «Meine Mutter wird Essen für Wochen mitbringen. Wir werden spazieren gehen, also, wenn dieser Schnee aufhört, und abends wird sie mir vorlesen. Das habe ich als Kind geliebt. Ich habe ihr immer einen netten Mann gewünscht, es hat aber nicht geklappt, obwohl meine Mutter so schön ist, die Schönste. Jetzt muss ich mich entscheiden, habe all

diese Fragen: Will ich in Deutschland studieren, will man mich dort, gerade jetzt, in Zeiten der Krise?

Als ich einmal in Deutschland war, in Ulm, habe ich mich gut gefühlt. Die Leute wollten, dass ich ihnen auf der Karte zeige, wo ich herkomme, und sie machten ‹Ah› und ‹Oh›, ‹So weit?›. ‹Was gibt es denn dort? Tiger?› – ‹Auch die.› Ich liebe mein Land, aber ich bin kein Patriot. Ich habe nur patriotische Gefühle, wenn man mein Land angreift oder Lügen verbreitet, dann denke ich, kommt doch her und schaut es euch an. Meine Gastmutter in Ulm hat mir nicht geglaubt, dass es in Wladiwostok eine Universität gibt und eine Oper. Für sie war der Ferne Osten so etwas wie eine Legende. Ich lebe hier in meinem Zimmerchen auf dem Campus. Ich mache meine Hausaufgaben, und abends mache ich Sport. Ich trinke nicht, ich rauche nicht, und ich gehe nicht in Clubs. Alles Zeitverschwendungen. So machen das viele hier. Nur am Wochenende gehe ich mal zu einem Konzert und spiele mit einem Freund Schach oder Badminton. Vielleicht ist das langweilig. Die Jüngeren sind noch wild. Aber mit fast zweihundzwanzig habe ich andere Interessen.»

Valentin verabschiedet sich. Wie erwachsen er wirkt.

«Und nun?», frage ich.

«Ich will in die Stadt, die Sonne scheint, ich will das Haus meiner Großmutter suchen. Gehen wir zu Fuß?»

«Das ist viel zu weit. Die Brücke selbst ist schon drei Kilometer lang.»

«Das kam dir gestern nur so lang vor. Wir waren müde und aufgereggt, da dehnt sich alles.»

Die Straße zur Brücke ist vierspurig ausgebaut, ein Gehweg ist nicht zu erkennen, so stapfen wir durch den hohen Schnee, klettern über Hügel, die die Räumfahrzeuge am Rand der Straße aufgetürmt haben. Endlich sehen wir hinter einer Anhöhe die schlanken Pfosten und Seile der Brücke in die Höhe ragen, und etwas weiter öffnet sich der Blick nach rechts über die Seegurkenbucht, entlang des Ufers drängen sich schmutzig braune Eisschollen. Ich beschattete die Augen mit der Hand und werfe mich in Entdeckerpose: «Dort hinten irgendwo liegt Japan.»



## Eislaufen

Als Ukichiro Nakaya 1930 an der Hokkaido-Universität ankam, fand er das Physikalische Institut in einem erbarmungswürdigen Zustand. Es fehlte an Geld, an Ausrüstung, an allem. Was es gab, war eine unbegrenzte Menge natürlichen Schnees. Also begann er, den Schnee zu untersuchen, die Kristalle zu zeichnen und zu kategorisieren. *Briefe des Himmels* nannte er die schwebenden hexagonalen Eisgebilde, und am 12. März 1936 schuf er die erste künstliche Schneeflocke.

Ich liebe Schnee, und Ukichiro Nakaya ist mein Held. Als Kind in Russland genoss ich es, wenn der Schnee so hoch lag, dass man das Haus kaum verlassen konnte. Ich liebte den Gedanken, eingeschneit und mit meinen Eltern und Großeltern bis zum Frühling eingeschlossen zu sein. Niemand konnte schnell und dringend das Haus verlassen, alle würden bis zum Frühling mit mir spielen und mir Schauergeschichten erzählen.

Der Verkehr zwischen der Insel und der Innenstadt kann nicht vollständig unterbrochen sein, denn in kurzen Abständen rasen Autos an uns vorbei. Schweigend arbeiten wir uns der Brücke entgegen, kein Fußgänger außer uns ist zu sehen. Henning scheint der Ehrgeiz gepackt zu haben, er geht immer schneller, mit den Armen macht er Ruderbewegungen. «Das war eine gute Idee! Wir bezwingen die Russkij-Brücke, das hilflose Stahlgetier!», ruft er aus.

Ein Auto pflügt direkt neben uns durch den Schneematsch und kommt dann ein Stück weiter vorne zum Stehen. «Was tut ihr hier?», ruft uns die Fahrerin durch das geöffnete Fenster zu.

Als wir auf gleicher Höhe sind, beuge ich mich hinunter: «Wir wollen über die Brücke.»

«Seid ihr verrückt geworden? Zu Fuß über die Brücke? Das ist eine Autobahn, da kann man nicht spazieren gehen! Steigt ein.»

Von einer Sperrung der Brücke wisse sie nichts, wer uns diesen Unsinn erzählt habe, fragt sie in einem Ton, als sei es ihr tägliches Geschäft, verirrte Touristen vor der Brücke einzusammeln. Sie erzählt, es gebe zwei neue Brücken: die Russkij-Brücke über den Östlichen Bosphorus, die die Insel mit dem Festland verbindet, und die Solotoi-Brücke über das Goldene Horn, die sieben Kilometer lange Hafenbucht zwischen der

Innenstadt und dem Stadtteil Tschurkina. Der Bau der beiden Brücken habe Milliarden verschlungen, ein Großteil davon sei in dunklen Kanälen verschwunden und mit ihnen einige verantwortliche Ingenieure – spurlos. Neben der Korruption gebe es in der Gegend viele Füchse, «sie lungern herum und wollen gefüttert werden». Seit Fertigstellung der Brücken seien außerdem schon vier Menschen hinuntergesprungen und hätten das auch noch überlebt.

## San Francisco

Niemand hat jemals San Francisco als das Wladiwostok des Wilden Westens bezeichnet. Warum der sowjetische Generalsekretär Nikita Chruschtschow das Umgekehrte behauptet hat, können wir ihn nicht mehr fragen, er nannte die Stadt mit ihren steil aus dem Meer aufragenden Hügeln, Buchten und Häfen das «San Francisco des Fernen Ostens».

Ich war noch nicht in San Francisco, aber es heißt, man brauche nicht mehr als ein paar Blumen im Haar, um dorthin zu gehen, wohingegen man zu Chruschtschows Zeiten für den Zutritt zu Wladiwostok einen Stapel gestempelter Papiere benötigte: Als militärischer Außenposten war Wladiwostok bis zum Ende der Sowjetunion eine geschlossene Stadt. Katerina und ich haben Touristenvisa.



Wladiwostok ist eine bunte Stadt mit knapp sechshunderttausend Einwohnern, Café reiht sich an Restaurant, Gebäude im Stil der europäischen Gründerzeit schmiegen sich an postmoderne Nachwendearchitektur, Holzhäuser wechseln sich mit Plattenbauten ab.

Unsere Retterin setzt uns am zentralen Marktplatz ab. Die Füße der bronzenen Revolutionäre hat man unter einem kolossalen Schneehaufen vergraben (irgendwo muss das Zeug ja hin), dahinter erhebt sich das Kaufhaus GUM<sup>3</sup>. Hier brannte einst die erste Glühbirne östlich des Urals, damals allerdings trug das Kaufhaus noch die Namen seiner Gründer Gustav Kunst und Gustav Albers. Am 16. September 1864 traf jener, namentlich Gustav Albers, Seemann und Sohn eines Juweliere aus Hamburg, mit der Schonerbrigg *Meta* in Wladiwostok ein. Es war nicht herauszufinden, ob sein künftiger Kompagnon, der andere Gustav, nachnamentlich Kunst, mit einem Dampfer *Bolismus* oder einer Dschunke *Morphose* gelandet ist.

Sicher jedoch ist, dass sie sich zusammentaten und hier zunächst einen Gemischtwarenladen eröffneten, um diesen dann zu einem Handelsimperium auszubauen. Über dreißig Verkaufsstilialen in der Region, Banken, Bergwerke, Schifffahrtslinien. Bevor in Deutschland das erste Warenhaus stand, hatten Kunst und Albers dieses Verkaufsmodell längst in Russisch-Fernost etabliert. Drinnen im Kaufhaus gibt es Glaskästen mit goldenen Uhren, eine duftige Parfümerie, der zweite Stock ist wegen Renovierungsarbeiten gesperrt.

Zum Bahnhof ist es nicht weit, die Endstation der Transsibirischen Eisenbahn wird von einer Säule markiert. Das Gebäude ist prächtig renoviert, erinnert an angereiste Zaren, Generalsekretäre und Präsidenten, für die es eine eigene VIP-Lounge gibt, einen Saal hinter einer doppelflügeligen Holztür, den zu betreten uns verwehrt ist. Noch niemand sei drin gewesen, unterrichtet man uns. «Auch nicht Putin?» Der sei nicht mit dem Zug gekommen.

Mitten auf Bahnsteig eins steht eine große grüne Dampflok, die, so verrät die eingelassene Tafel, an die amerikanisch-sowjetische Zusammenarbeit gegen Nazideutschland erinnern soll. Damals stellten die

---

<sup>3</sup> Главный Универсальный Магазин (Glawny Uniwersalny Magasin)

Amerikaner Lokomotiven nach sowjetischem Standard her, brachten sie per Schiff, immer nach Westen über den Pazifik, nach Wladiwostok, von wo aus Millionen Tonnen Kriegsgerät und Nahrung an die Front geliefert wurden. Das muss dann die Ostfront gewesen sein. Von hier aus gesehen die Westfront.

Wir gehen weiter, jeder unserer Schritte führt entweder bergauf oder bergab, über breite Boulevards und durch enge Gassen, vorbei am Goriki-Theater, vorbei an der Gedenkstätte der sowjetischen Helden im Fernen Osten, und plötzlich hält Katerina inne: «Da singt doch jemand, da singt Wyssozki!» Der unverwechselbare Klang seiner Stimme führt uns um die nächste Häuserecke, eine Treppe hinauf, und dann stehen wir vor Wladimir Semjonowitsch Wyssozki, erstarrt in lässiger Pose und ganz in Bronze, die Gitarre im Arm und Schnee auf dem Kopf, und er singt:

В который раз лечу Москва – Одесса, –<sup>4</sup>  
Wie oft flog ich von Moskau nach Odessa,  
Doch wieder hat die Kiste Startverbot.  
Im himmelblauen Dress kommt Prinzessin Stewardess,  
Glaubwürdig wie die ganze Aeroflot.  
In Murmansk keine Wolken und kein Eis.  
Nach Aschchabad, dahin könnt ich jetzt fliegen.  
Genehmigt Kiew, Charkow, Kischinjow,  
Auch Lwow, doch dorthin wird mich keiner kriegen.  
Man sagt mir, machen Sie sich keine Hoffnung,  
Denn auf den Himmel war noch nie Verlass.<sup>5</sup>

Wir suchen nach den versteckten Lautsprechern, warten auf das nächste Lied. *Wie oft flog ich von Moskau nach Odessa* ... Wieder dasselbe Lied. Dann ein drittes Mal. *Wie oft flog ich von Moskau nach Odessa* ... Singt der bronzenen Wyssozki nur dieses eine Lied? Das ist doch eine Zumutung für die Anwohner.

---

<sup>4</sup> Wie oft flog ich von Moskau nach Odessa (W kotorij raz letschu Moskwa – Odessa)

<sup>5</sup> Übersetzung: [www.wysotsky.com/1031.htm?32](http://www.wysotsky.com/1031.htm?32)

«Wechselt das Lied irgendwann?», fragt Katerina eine Passantin, die mit Einkaufstüten an uns vorbeigeht.

«Ja, dienstags, aber wir hören das nicht mehr, das ist wie Autolärm oder das Meer, das ist einfach da», sagt sie und verschwindet in einem Hauseingang.

Nur wenige hundert Meter weiter, Wyssozki ist gerade außer Hörweite, stoßen wir schon wieder auf eine Statue. Die blanke Glatze und eine eingelassene Tafel weisen sie als Yul Brynner aus, geboren 1920 als Juli Borissowitsch Briner in jenem Haus, dem er nun auf ewig den Rücken zukehrt. Wir lauschen, aber er steht stumm wie Lots Weib, kein markiger Spruch aus *Fluch des Südens* oder *König der Freibeuter* ist zu hören, nur das Rauschen des Autoverkehrs.

## 199 Meter über dem Pazifik

Der höchste innerstädtische Berg erhebt sich hundertneunundneunzig Meter über den Meeresspiegel. Irgendwie sind wir auf seine Rückseite geraten und stiefeln nun durch eine Ansammlung teilweise maroder Holzhäuser nach oben. Eines davon mag das Geburtshaus meiner Großmutter Ljudmila sein, sie hatte von Fenstern mit grünen Holzrahmen erzählt und von chinesischen Marktfrauen, die jeden Montag kamen, durch die Gassen zogen und schrien: ‹Gemüse, Gemüse!› – Ihre Mutter, meine Urgroßmutter, öffnete das Fenster und rief: ‹Welches Gemüse, welches Gemüse?› – ‹Möhren, Möhren!›, schrien die Marktfrauen zurück. Manchmal lief die kleine Ljudmila mit ihrem Zwillingsbruder den Marktfrauen hinterher, hinunter zum Strand, von den vielen hundert Stufen hatte sie mir erzählt.

«An der Hafenpromenade gab es ein Restaurant. Das schönste in Wladiwostok. Ich glaube, es hieß *Die Goldene Rose*, von der Terrasse aus konnte man die Schiffe sehen, auf einem davon arbeitete unser Onkel Ilja. Das war 1930. Da war ich sechs Jahre alt. Manchmal nahm er mich auf die eine Schulter und auf die andere meinen Zwillingsbruder Vitja und zeigte uns sein Schiff.

Jeden Sonntag trug er eine weiße Uniform, die war noch aus der Zarenzeit, glaube ich, und wir gingen in die Goldene Rose. Vierhundert Stufen hinunter zum Meer. Unsere Mutter trug einen Hut aus chinesischem Samt und unser Vater einen feinen Anzug. Manchmal bekamen wir Eis zum Nachtisch, und wenn wir kein Eis bekamen, wurden mein Bruder und ich wütend. Und wir konnten tüchtig wütend werden.

Ich kann mich erinnern, dass wir eines Sonntags vom Restaurant nach Hause gingen, und auf dem Weg passierten wir eine Kutsche, zwei braunedürre Pferde waren davor gespannt. Sie fraßen Sonnenblumenkerne aus einem Sack, der ihnen vor die Mäuler gebunden war, und mein Bruder stibitzte eine Handvoll. Unsere Eltern waren in ein Gespräch vertieft, wir schlichen hinter ihnen her und bewarfen sie mit den Kernen. Wir hatten einen Heidenspaß, wir wollten uns rächen, weil wir kein Eis bekommen hatten. Das habe ich noch vor Augen, obwohl es über achtzig Jahre her ist. Vielleicht erinnere ich mich auch so gut dar-

an, weil unser Vater einige Tage später starb. Vielleicht auch einige Wochen später.

Er ist ja nicht einfach so gestorben. Sie haben ihn mitgenommen und in derselben Nacht erschossen. Als Feind des Volkes. Er war ein Adliger. Er hatte nichts gegen die Roten. Er durfte nicht leben, und niemand hat verstanden, warum nicht. Sie haben ihn nicht einmal beerdigt. Es gab keinen Ort für ihn. Als sie ihn mitnahmen, war meine Mutter mit uns Kindern auf der Datscha. Am frühen Morgen, wir waren kaum wach, kam eine Freundin meiner Mutter angerannt, sie tuschelten, und Mutter wurde blass, und wir wussten, dass nichts mehr so sein würde wie zuvor.

Am nächsten Tag fuhren wir zurück in die Stadt und packten unsere Sachen. Mutter konnte sich schwer trennen von unserem Zuhause, von ihren Kleidern, von ihrem Leben. Aber es war zu gefährlich, zu bleiben. Ein Freund unseres Vaters begleitete uns nach Moskau. Wir sind fast drei Wochen gereist. Immer wieder blieb der Zug einige Tage stehen, weil es keine Kohlen gab. Ich weiß, dass wir immer Hunger hatten und Mutter immer geweint hat. Hunger sollten wir noch oft haben. Der hat sich in uns eingenistet.»

«Ich muss Ljudmila anrufen», sage ich, das ist ein großer Moment. «Wir sind jetzt bei diesen Häusern, wo du gelebt hast», rufe ich ins Telefon, «ja, in Wladiwostok, nein, das Meer kann ich nicht sehen, aber diese Holzhäuser sind zweistöckig, sie sehen ziemlich marode aus, ich weiß nicht einmal, ob da noch jemand wohnt, aber die Fensterläden sind grün! Ja, Wladiwostok!» Ich lege auf und sage zu Henning: «Sie will, dass wir irgendwo klopfen und fragen, ob sich jemand an ihre Familie erinnert.»

Henning zuckt die Achseln, es beginnt bereits zu dämmern, und wir müssen noch auf die andere Seite des Berges, zurück zum Hafen, von wo aus die Busse auf die Insel zurückfahren. Es ist zu spät, und mir fehlt der Mut, an eine fremde Tür zu klopfen.

Der kürzeste Weg zum Hafen führt über den Gipfel, oben werden wir mit einem Blick über Stadt, Brücken und Buchten belohnt. Das Ufer ist so dicht bebaut, dass man meinen könnte, die Stadt setze sich un-

ter Wasser fort. Da wollen wir hin. Wir finden eine steile Treppe, steigen die Stufen hinunter, vielleicht auf den Spuren von Ljudmila und ihrem Zwillingsbruder. Unten der zugefrorene Yachthafen, daneben der Strand, eine schneebedeckte Fläche ohne sichtbaren Übergang zur eisbedeckten Bucht, weit draußen winzige schwarze Punkte. Sind das Pinguine? Nein, das sind Menschen, die dort irgendetwas tun oder suchen, vermutlich etwas, was man nur auf einer so ebenen und großen weißen Fläche tun oder suchen kann.

## Pjöngjang



Am dritten, unserem letzten Tag in Wladiwostok, sollen wir endlich Boris und Pawel treffen. Auf dem Weg zum Treffpunkt deponieren wir unser Gepäck im Bahnhof. Boris und Pawel erwarten uns schon im Anticafé, der eine in Jeans und schlichtem hellblauen Pullover, gut genährt und gut rasiert, der andere im karierten Hemd und mit akkuratem Dreitagebart, zwei Businessmen im Freizeitlook. Sie begrüßen uns in gepflegtem Englisch, der Verkehrssprache aller Mitglieder der globalen Kaste der Businessmen, und ich bin erleichtert, denn Englisch kann ich ganz gut. Katerina kann ebenfalls gut Englisch, und ich verstehe auch, was sie sagen will, weil ich sie sehr gut kenne.

Die Grüße aus Berlin überbringt sie dennoch mit einem Schwall russischer Worte, von denen ich annehme, dass es sich um Grüße aus Berlin handelt. Ich nicke höflich, wie ich es mir angewöhnt habe, wenn ich ungefähr verstehe, worum es geht, und entschuldige uns für unsere Ver-spätung. An Katerinas Blick erkenne ich, dass sie gerade dasselbe getan hat. «No problem», sagt Boris und fragt nach unserer ehrlichen Meinung zu Wladiwostok, ohne Political Correctness, ihn interessiere der Blick von außen auf seine Stadt immer sehr. Pawel erhebt sich. «Du bist

ja auch ein Fan von Wladiwostok! Hier ist Selbstbedienung – was wollt ihr trinken?»

Ich hebe die Hände, ich könnte mich um die Getränke kümmern, aber Pawel winkt ab, erklärt uns das Prinzip des Anticafés: Man trägt sich am Eingang mit Namen und Ankunftszeit ein, am Ende werden zwei Rubel pro Minute berechnet. Tee, Kaffee und Plätzchen bekommt man für ein freundliches Lächeln. Das sei Pawel nun bereit und willens einzusetzen. Unsere Verspätung habe allerdings bereits vierundsechzig Rubel gekostet, zwinkert Pawel. «Go ahead, dirty old bastard, it's about one Euro», stößt ihn Boris in die Seite.

Warum er so einen tollen Cowboy-Akzent habe, will Katerina wissen. «Ach, das ist nur wegen der Filme, die ich gesehen habe. Ich war nie in den USA. Ich kann auch einen britischen Akzent nachmachen.» In tadellosem British English fährt er fort: «Während des Studiums war ich Mitglied in einem Studenten-Club, *Model United Nations*, das ist ein Debattierclub, wo die Arbeit der UN simuliert wird. Es gibt die gleichen Komitees, man diskutiert die gleichen Themen. Man lernt die Politik unterschiedlicher Länder zu verstehen und zu vertreten, man schmiedet Allianzen, wie es sie in der richtigen Welt gibt, und man spielt natürlich gegeneinander. Und all das geschieht auf Englisch, so übt man sich. Ich habe das drei Jahre lang gemacht.» Nach und nach wird sein Akzent wieder breiter. «Nach dem Studium habe ich dann für *Caterpillar* gearbeitet. Da brauchte ich auch ein bisschen Englisch.» Jetzt arbeitet er für eine Schweizer Firma.

Pawel kehrt mit großen Gläsern Milchkaffee an unseren Tisch zurück. Er ist *Sales Executive* beim größten Container-Frachtunternehmen der Welt.

Am Nebentisch sitzt ein junger Mann. Er scheint einem Westberliner Künstlermärchenland der siebziger Jahre entsprungen: jung, hübsch und ausgestattet mit Cordhose und einem überdimensionalen Hemdkragen. Er legt sein Buch beiseite. «Wo kommt ihr her?», mischt er sich in unser Gespräch und stellt sich als Artjom vor.

«Aus Berlin.»

«Aus Berlin!», wiederholt er feierlich. «Ich liebe die Berlinale! Eines Tages möchte ich einen Film auf der Berlinale vorstellen. Ich war noch nie in Berlin, auch nicht in Deutschland, aber später möchte ich in Berlin Film studieren. Ich bin bereit, dafür zu sterben.»

«Du übertreibst», sagt Pawel.

«Nein!», widerspricht Artjom. «Ich bin hier in Wladiwostok geboren. Mein Vater leitet das internationale Filmfestival in Wladiwostok, das *Pacific Meridian*. Er schafft es, Wladiwostok einmal im Jahr zur Kulturmetropole zu machen. Natürlich werden überwiegend Filme aus dem Asiatisch-Pazifischen Raum gezeigt, es kommen weltberühmte Regisseure, zum Beispiel der philippinische Filmemacher Brillante Mendoza, der macht unter anderem Horror, philosophischen Horror. Oder Apichatpong Weerasethakul, ein Vertreter der thailändischen Avantgarde. Sein Film *Onkel Boonmee erinnert sich an seine früheren Leben* wurde 2010 mit der Goldenen Palme ausgezeichnet. Während des Festivals in Wladiwostok vergesse ich Berlin und Europa. Dann will ich nur hier sein.»

«Wie ich gesagt habe, Wladiwostok ist eine großartige Stadt.» Boris lehnt sich zurück und verschränkt die Arme über der Fitnessbrust.

«Hast du denn schon einmal von unserem phantastischen Festival gehört?», stichelt Pawel.

«Nein, aber es ist doch gut, dass es hier so etwas gibt. Nicht nur in Moskau kann man gute Filme sehen.»

«Vergangenes Jahr bin ich allein nach Moskau geflogen», greift Artjom den Gedanken auf. «Ich wollte mir dieses Moskau doch einmal ansehen. Vielleicht interessante Leute aus der Filmwelt kennenlernen. Und was soll ich sagen? Hier bei uns ist es hügelig, und in Moskau ist es flach. Als ich auf dem Roten Platz stand, hatte ich ein merkwürdiges Gefühl. Ich habe mich als Mensch noch nie so klein gefühlt. Im Dokumentarfilm *Begegnungen am Ende der Welt* von Werner Herzog gibt es eine geniale Szene: Eine Landschaft in der Antarktis, Berge, eine weiße Wüste, man sieht nur einen einzigen einsamen kleinen Pinguin, ein kleiner schwarzer Punkt, und dieser Punkt geht in Richtung des Gebirges. Warum geht er? Aus welchem Grund? Und warum erzählt der Meister ausgerechnet von Pinguinen? Es ist eine ziemlich interessante

Tatsache, dass Pinguine manchmal irrsinnig werden. Plötzlich sind sie desorientiert und setzen sich ohne erkennbares Ziel von ihrer Kolonie ab, ohne dass es für ihre Kolonie nachvollziehbar wäre. Nun kann man diese Situation auf die Menschen übertragen – das könnte man machen, finde ich –, es fängt also einer an, einfach irgendwohin zu gehen. Warum denn? Wohin geht er denn?»

Man habe einen Tisch reserviert, löst Pawel kurzerhand die Frage nach dem Wohin, Nordkorea sei nur wenige Autostunden von hier entfernt, das Restaurant nur einige Gehminuten, man wolle die Gäste aus dem fernen Westen in ein nordkoreanisches Restaurant einladen, und wir freuen uns, dass Artjom die Einladung, uns zu begleiten, annimmt.



Echt nordkoreanisch erscheint mir die Karaoke-Darbietung dreier junger Damen in prächtigen bunten Gewändern. Das Pink, Türkis und Hellblau harmonieren perfekt mit der Einrichtung des Restaurants. Auf dem Karaoke-Bildschirm über unseren Köpfen flimmern koreanische Schriftzeichen, mutmaßlich die Texte der Lieder, über Bildern von Blu-

men, blitzsauberen Fabrikhallen und der glücklichen arbeitenden Bevölkerung des besten Landes der Erde. Die Sängerinnen können die Texte auswendig, sie würdigen den Bildschirm keines Blickes, stattdessen singt eine in Richtung Pawel, der jetzt seine Krawatte lockern würde, trüge er eine. Katerina übersetzt für mich aus der Speisekarte, die in Koreanisch und Russisch verfasst ist. Pawel übernimmt die Bestellung.

«Die Situation in Russland ist ja nicht die beste», hebt Artjom zu einem neuen Vortrag an, «eine Tragödie. Eine Katastrophe. Kunst ist wichtig. Kunst ist pluralistisch.»

«Was die politische Situation in Russland angeht», Boris macht Platz für die Vorspeisenplatte, «meinen die westlichen Länder, immer Bescheid zu wissen. Wir haben eine Website, die Nachrichten aus aller Welt ins Russische übersetzt, aus Europa, den USA, Japan, und man lernt die schlechtesten Meinungen über Russland kennen. Für Russland dagegen sieht es so aus, als wolle die NATO uns einkesseln, uns das geopolitische Wasser abgraben. Es geht um die *balance of power*. Wenn du in ein gefährliches Gebiet gehst, und du weißt, es ist gefährlich, wirst du dich vorbereiten, wenigstens dein Mobiltelefon mitnehmen und die Telefonnummer der Polizei auf die Schnellwahltaste legen. Wenn du in diese Zone gehst, ist es am besten, du verstehst zu kämpfen.»

Boris löffelt Kimchi auf Artjoms Teller, der bedankt sich mit einem Nicken und sagt: «Ich warte auf einen Filmemacher wie Werner Herzog. Es ist natürlich ziemlich schwierig für mich, für einen jungen Studenten, das Schaffen des weltberühmten Meisters irgendwie einzuschätzen, aber ich glaube, dass seine Filme besonders tiefe existenzielle Probleme des Seins ansprechen.»

Darauf weiß erst mal keiner was zu sagen. Boris angelt mit spitzen Stäbchen im Algensalat, Pawel wirft den abtretenden Sängerinnen einen bedauernden Blick hinterher, und ich konzentriere mich mit gesenktem Kopf auf etwas kleines Frittiertes. «Und wie geht es in Russland weiter?», fragt Katerina in die Stille.

Boris winkt ab: «Das wird sich nach den nächsten Wahlen zeigen. Bis dahin wird alles genauso stabil bleiben, wie es ist. Bis dahin ist alles vorhersehbar.»

«Und wann finden die nächsten Wahlen statt?»

«Das weiß ich gerade gar nicht.» Pawel schwenkt sein Bierglas. «Eigentlich ist es uns egal. Man wird uns bestimmt rechtzeitig informieren.»

Artjom träufelt Sojasoße auf Reisnudeln. «Es ist eine gute Zeit für die Avantgarde. Ostrowski hat gesagt: ‹Lichtstrahlen im finsternen Reich.›»

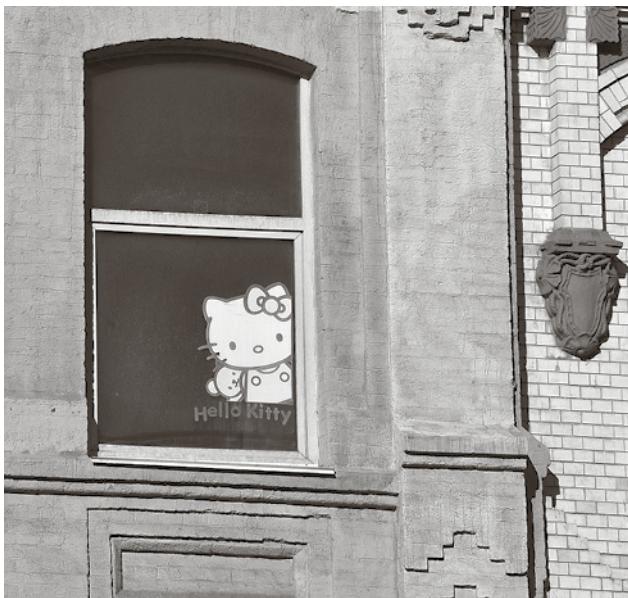
«Schau dir das große Interview mit Putin im Dezember an – und ich bin kein großer Fan von Putin», sagt Boris.

«Ein Sechs-Stunden-Interview!», fährt Pawel dazwischen.

«Nein, kürzer. Viel kürzer! Es war ungefähr vier Stunden lang.»

«Es war verdammt lang!»

«Tjuttschew hat geschrieben», Artjom wieder, «Verschweige, dämpfe und verhüll – all deine Träume, dein Gefühl.»



Eine der Sängerinnen kehrt mit einer E-Gitarre zurück, setzt sich auf einen Barhocker und entlockt dem Instrument Töne, süßer als der warme Honig auf gebackenen Bananen. «Ist das Personal hier wirklich aus Nordkorea, ich dachte, die dürften gar nicht raus?»

Ja, es gebe durchaus einen Austausch mit dem Nachbarland, früher sogar mehr als heute. Allerdings würden Gäste aus Nordkorea in diesem Restaurant in einen separaten Raum geführt, man wisse nicht, wie es dort aussehe, er, Pawel, sei noch nicht dort gewesen, weder im Séparée noch in Nordkorea.

Katerina hat rote Flecken im Gesicht, Schweiß steht ihr auf der Stirn. Auf meinen fragenden Blick deutet sie auf ein Schälchen mit einer unscheinbaren braunen Paste. Ich schiebe ihr mein Bier zu und sage: «Die Nähe zu Asien haben wir im Straßenbild von Wladiwostok gar nicht bemerken können.»

«Viele der alten Gebäude wurden von Deutschen gebaut. Asiatische Filmproduzenten drehen Filme in Wladiwostok, wenn sie einen europäischen Look suchen», sagt Pawel und gießt die Hälfte seines Bieres in Katerinas geleertes Glas.

«Brillante Mendoza, Apichatpong Weerasethakul», ergänzt Artjom. «Wir fahren schon heute Nacht weiter nach Chabarowsk.»

«Nach Chabarowsk? Was wollt ihr denn da? Ihr müsst wissen, dass Wladiwostok und Chabarowsk genauso miteinander konkurrieren wie Köln und Düsseldorf.» Nach Chabarowsk sind es fast achthundert Kilometer, und selbst die elftausendvierhundertneunundachtzig Kilometer nach Nordrhein-Westfalen überwindet Boris gedanklich ohne Jetlag. «Wenn du in Chabarowsk an kommst, denkst du die erste Viertelstunde lang: Hier will ich bleiben! Das Stadtzentrum ist sehr schön, und es gibt eine Menge historischer Bauten. Aber in der folgenden Viertelstunde wirst du deine Meinung ändern. Und nach einer Dreiviertelstunde wirst du dich nur noch langweilen. Es gibt einfach nichts zu tun in Chabarowsk, nichts zu sehen. Wenn du ein aktives Leben führen willst, solltest du in Wladiwostok sein und nicht in Chabarowsk.»

Wir brechen also auf in eine finstere Ödnis, bevor wir das Paradies richtig kennengelernt haben.

## Sichote-Alin



Wir kaufen Kekse, Wasser, Wurst für die erste Nacht in der Transsibirischen Eisenbahn und holen unser Gepäck ab. Am Bahnsteig verabschieden sich Menschen, winken sich zu, küssen sich. Der Zug dampft und keucht, die Lokomotive irgendwo dort vorn in der Dunkelheit, hier unser Waggon, davor die Schaffnerin in ihrer strengen dunkelblauen Uniform. Jeder Waggon hat eine eigene, die Prowodniza, die sich rund um die Uhr um das Wohlergehen und die Disziplin der Fahrgäste sorgt. Sie raucht, zeigt lässig mit dem Kopf nach rechts oder links, da einsteigen, Pass zeigen, Fahrkarte zeigen, prüfende Blicke, ach, Ausländer, na gut, hier einsteigen, Abteil sechs. Bettwäsche kommt später, heißes Wasser für den Tee gibt es gratis, der Waschraum ist nur zu benutzen, wenn der Zug eine Reisegeschwindigkeit von sechzig Stundenkilometern erreicht hat.

Henning ist schon eingestiegen, ich stehe noch ein wenig draußen und spiele im Kopf Anna Kareninas Abreise von St. Petersburg nach Moskau durch. Ihr Mann Karenin knackt mit den Fingern, und Anna denkt: Warum hat er nur solche Ohren. Bald wird sie auf Wronski treffen, und irgendwann, nach viel Glück und dann Unglück, wird sie sich vor solch ein dampfendes Ungeheuer werfen. Ein dumpfer Schlag

und Stille. «Komm, Mädchen, rein jetzt da», werde ich unsanft von der Schaffnerin am Arm genommen.

Henning hat unser Gepäck unter den samtig bezogenen grünen Liegen verstaut und sitzt aufrecht, die gefalteten Hände im Schoß. Ihm gegenüber, genauso aufrecht, ein Herr mit glatt zurückgekämmtem Haar im Trainingsanzug. Offenbar gab es schon einen missglückten Kommunikationsversuch, der Herr ist sichtlich erfreut, dass wenigstens ich russisch spreche. Wir einigen uns, dass die Herren auf den unteren Liegen schlafen und ich auf einer der oberen. Dann fragt der Herr höflich, ob er jetzt sein Abendessen zu sich nehmen könne, weil er dann recht bald schlafen wolle. Natürlich, wir haben nichts dagegen und packen auch unsere Vorräte aus. Ich habe heute nur Algensalat und eine Paste aus der Hölle zu mir genommen, und Henning hat immer Hunger. Zunächst essen wir schweigend und schießen zwischendurch neidisch auf seine Piroggen, den Eiersalat, den Räucherkeräse und die Frikadellen, die er abwechselnd mit Lauchzwiebeln verzehrt.

Bei der Schaffnerin haben wir die traditionellen Teegläser in Zinkhaltern mit Henkel bekommen und sie mit Wasser aus dem Samowar am Ende des Waggon gefüllt. Die Gläser gibt es kostenlos, ein Tütchen Zucker kostet zwei Rubel. Mit einem stillen Gruß an Felix lassen wir die mitgebrachten Teebeutel hineinsinken. Unsere Kekse schmecken trocken, und zur Wurst haben wir das Brot vergessen. «Wollen wir den Herrn fragen, ob er uns etwas abgibt», flüstere ich Henning zu, und der zischt: «Bist du verrückt?»

«Sie haben aber viele leckere Sachen dabei, hat Ihre Frau das alles für Sie zubereitet», frage ich auf Russisch. Henning versteht nichts, verdreht aber die Augen.

«Nein, meine Schwägerin, aber Ihre Kekse scheinen auch vorzüglich zu sein.»

«Ja, sehr.» Ich biete ihm einen Keks an und hoffe, dass er mir dafür eine Pirogge abgibt. Er lehnt ab und verpackt Piroggen, Eiersalat, Räucherkeräse, Frikadellen sorgfältig in Butterbrotpapier, dann Plastikfolie, dann Plastiktüte. Die Schaffnerin bringt die Bettwäsche. Mit ihr scherzt er.

Mit uns ist er wieder förmlich: «Ich trete kurz auf den Gang, dann können Sie Ihre Betten machen.» Eigentlich wollten wir uns noch nicht schlafen legen, aber gut. Die Wäsche ist gestärkt, riecht sauber. Nun ist es in dem engen Abteil gar nicht so einfach, das Bett zu beziehen, und das Fenster lässt sich auch nicht öffnen. Der Herr beobachtet uns ganz genau, und ich meine, ein höhnisches Grinsen zu sehen. «Es reicht doch, wenn das Kissen bezogen ist», sage ich zu Henning, und er nickt.

«Brauchen Sie Hilfe?»

«Nein, nein, es ist nur so warm hier im Abteil.»

«Wie Sie meinen. Dürfte ich dann mein Bett machen?»

«Natürlich.» Jetzt treten wir aus dem Abteil, und innerhalb von wenigen Augenblicken hat er sein Bett sorgfältig bezogen, seinen Pyjama und die Zahnbürste herausgeholt und auf seinem weißen sauberen Kissen bereitgelegt. Meine Zahnbürste ist irgendwo vergraben im Rucksack, und der Rucksack ist irgendwo im Kasten unter dem frisch gemachten Bett unseres Nachbarn. Auch mein Buch, Baldrian und der Rest der wichtigen Utensilien sind unerreichbar. Es ist unsere erste Nacht im Zug. «Niemand kann von uns erwarten, dass wir an alles denken», sagt Henning.

Ich hätte gern mehr von unserem Mitreisenden erfahren, aber sofort, als er aus dem Waschraum zurückkehrt, schaltet er sein Nachtlicht aus und dreht sich zur Wand. Henning schläft ein, und ich studiere im Mondschein die Broschüre der RŽD<sup>6</sup>, der staatlichen Bahngesellschaft der russischen Föderation. «Das in regionale Eisenbahnbetriebe unterteilte Unternehmen betreibt ein Streckennetz mit einer Gesamtlänge von etwa 85 500 Kilometern mit der Spurweite von 1520 Millimetern. Davon sind 22 000 Kilometer mit Wechselspannung 25 000 Volt bei 50 Hertz und 18 800 Kilometer mit Gleichspannung 3000 Volt elektrifiziert. In Nordkorea beteiligt sich die RŽD an Ausbau und Betrieb einer grenzüberschreitenden Strecke.» Das ist wunderbar. Das ist interessant. Das ist überwältigend.

---

<sup>6</sup> Российские железные дороги, РЖД (Rossijskije schelesnyje dorogi)

Ich kann nicht schlafen. Zwischendurch schaue ich nach draußen. Schnee und Steppe. Im Abteil ist es heiß, dann ist es wieder kalt. Draußen Schnee und Steppe. Kein Haus, nicht ein einziger Bär, sehr wenige Tiger. Irgendwo dort in der Dunkelheit wachsen Schlingpflanzen und Ginseng, auf der linken Seite ist China, auf der rechten muss es auch Berge geben und das Sichote-Alin-Naturreservat des Fernen Ostens, es erstreckt sich bis zum Japanischen Meer. Auf halber Strecke zwischen Wladiwostok und Chabarowsk lag einmal der Ort Iman, abgeleitet von dem chinesischen Namen Yiman und entstanden aus einer Bahnstation. Anfang der siebziger Jahre des letzten Jahrhunderts startete man eine Kampagne gegen geographische Bezeichnungen chinesischer Herkunft, und so findet man heute an der gleichen Stelle am Ussuri-Fluss die Stadt Dalneretschensk, was so viel bedeutet wie ‹Stadt am Fluss im Fernen Osten›.

Der Morgen des 12. Februar 1947 war klar und kalt in jener Stadt am Fluss im Fernen Osten, als der Kunstmaler Pjotr Iwanowitsch Medwedew um kurz nach zehn Uhr seine Malutensilien unter den Arm nahm und vor seine Haustür trat. Er blickte sich um, etwas war anders als sonst. Im Osten stand die Sonne, das war normal. Westlich seines Standpunkts war sein Häuschen mit der offenen Haustür, auch das entsprach seiner Vorstellung von der Anordnung der Dinge in der Welt, denn soeben war er ja aus jener Tür hinausgetreten. Als er dem unguten Gefühl in der Magengegend, das nicht von seinem Frühstück herrühren konnte, denn er hatte nichts als seinen Brei und Tee zu sich genommen, folgte und sich nach Norden wandte, wurde er des Eisenmeteoriten gewahr, der soeben mit einer ungefährnen Masse von zweihundert Tonnen und einem Durchmesser von etwa vier Metern und mit einer Geschwindigkeit von fünfzigtausend Stundenkilometern in die Erdatmosphäre eintrat. Pjotr Iwanowitsch erkannte sofort, dass es sich hier um ein passendes Motiv für eine sowjetische Sonderbriefmarke handelte, und riss die Staffelei hoch. Er hatte fünf Sekunden Zeit, dann verschwand der gleißende Feuerball, begleitet von einer Serie markerschütternder Donnerschläge, im Süden hinter dem Sichote-Alin-Gebirge.

Боже мой!<sup>17</sup>, stöhnte Pjotr Iwanowitsch, als er das Gekritz auf der Leinwand betrachtete. Dann blickte er sich um: Menschen schauten verängstigt durch zerborstene Fensterscheiben, andere hatte die Druckwelle umgeworfen, und jene erhoben sich nun vorsichtig aus dem Schnee. Erleichtert stellte Pjotr Iwanowitsch fest, dass die dreißig Kilometer lange Rauchwolke weiter am Himmel stand, so konnte er noch einiges an seiner misslungenen Skizze korrigieren: Zehn Jahre später erschien die Sonderbriefmarke *Der Sichote-Alin-Meteorit*.



Ich schließe die Augen, und die Prowodniza liegt neben mir. Träume ich? Ich träume, sie liegt neben mir, in Uniform, und sieht mich mit wachem Blick an. Ich frage: Wo ist Henning? Und sie sagt, Henning sei ausgestiegen. Er habe draußen nach Kohlen gesucht. Sie hätten aber nicht warten können. Sie habe sich hierher gelegt, denn irgendwann müsse sie ja auch schlafen. Natürlich. Übrigens sei Chabarowsk nicht die nächste Station. Sondern? Wir fahren über Nordkorea. Planänderung. Ob ich

---

7 Oh mein Gott! (Bozhe moy)

ein Visum hätte? Nein. Nun gut, dann könne ich nicht mehr ausreisen, aber das sei nicht schlimm, man komme in Nordkorea gut über die Runden, vor allem, wenn man musikalisch begabt sei. Sind Sie das?

Ich will diesen Schwebezustand zwischen Träumen und Wachen nicht, stehe auf, gehe zur Toilette und hole mir heißes Wasser aus dem Samowar. Ein junger Mann raucht eine Zigarette, er hat eindrucksvolle Ohren. Er sagt, er beneide Menschen, die wie Tiere einfach überall schlafen können, und verschwindet in seinem Abteil.

Ich stehe angelehnt im Gang, draußen nichts als schwarze Dunkelheit, nur manchmal fliegt ein schwacher Lichtflecken vorbei, vielleicht eine vergessene Laterne in der Wildnis.

Morgen früh werden wir in Chabarowsk sein, noch zwei Zugstunden weiter, und wir wären in Birobidschan, der Heimatstadt von Valentin und seiner Mutter.

Ich schreibe Felix eine Nachricht, seine Uhrzeit trödelt neun Stunden hinter meiner her, und er ist bestimmt noch nicht im Bett: «Kann nicht schlafen.» Er antwortet prompt: «Hast du den Tee im Zug getrunken?» Und schon folgt seine zweite Nachricht: «Ich habe dich gewarnt!»

Als ich die Augen öffne, sitzt unser Nachbar schon vollständig angezogen auf seiner Liege und frühstückt. Henning schnarcht. Ich klettere umständlich von meiner oberen Liege, murmle ein «Guten Morgen» und stelle mit Entsetzen fest, dass wir zehn Minuten vor Chabarowsk sind. Warum hat uns denn niemand geweckt? «Verzeihung, die Schaffnerin hat schon vor einer Stunde geläutet.»

[...]

[...]